Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 78 (1984)

Heft: 7-8

Artikel: Männlich und weiblich : Sozialisation und Gesellschaft : anthropologische Grundüberlegungen zur feministischen Theologie

Autor: La Roche, Käthi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143136

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Käthi LaRoche

Männlich und weiblich: Sozialisation und Gesellschaft

Anthropologische Grundüberlegungen zur feministischen Theologie

Für das Aufsprengen der Definitionen Gottes und der Menschen

Gottesbild und Menschenbild gehören zusammen. Die Bibel sagt: «Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, als Mann und Weib schuf er sie» (Gen. 1,27). Aufgeklärte Religionskritiker sagen es umgekehrt: Die Menschen schufen sich einen Gott nach ihrem Bilde. Eines ist gewiss unbestreitbar: In einer patriarchalischen Kultur (wie sie die jüdisch-christliche nun einmal ist) trägt das Gottesbild männliche Züge, und das ihm zugrundeliegende Bild vom Menschen ist in erster Linie ein Bild vom Manne.

Einzelne Vertreterinnen feministischer Theologie (die in sich durchaus keine einheitliche Strömung ist) setzen mit ihrer Kritik da an. Sie suchen nach den weiblichen Zügen Gottes, als Frauen ebenso Gottebenbildlichkeit beanspruchend, aus dem berechtigten Anliegen heraus, im theologischen Diskurs mit eingeschlossen zu sein: mitgemeint, wenn «vom Menschen», mitbeteiligt, wenn von Gott die Rede ist.

Ich halte diesen Ansatz für problematisch. Einerseits können wir wohl nicht anders, als uns immer wieder Bilder machen und in Bildern reden, von Gott und vom Menschen, dem Mann, der Frau. Andererseits wird aber doch das Gebot: «Du sollst Dir kein Bild von mir machen» (2. Mose 20,4), darin etwas zu leichtfertig missachtet. Dieses Gebot sehr ernst nehmend, meine ich, zu einer radikaleren Kritik am patriarchalisch geprägten Reden von Gott zu gelangen und zu einer radikaleren Kritik an der Arroganz männlicher Theologen, die, wenn sie vom Menschen reden, immer nur sich selbst und in erster Linie den Mann meinen. Die Frage, wie denn Menschen, in ihrer geschlechtlichen Unterschiedlichkeit als Männer und als Frauen, ebenbildlich sein können einem Gotte, von dem man sich kein Bild machen soll, führt in ihrer Konsequenz zu einer Infragestellung des bestehenden Bildes vom Menschen und zu einer Verwerfung der Vorstellungen dessen, was männlich und was weiblich ist.

Jede Kultur typisiert die Geschlechter: Was männlich und was weiblich ist, wird weitestgehend gesellschaftlich definiert. Der Gott, von dem man sich kein Bildnis machen soll, verweigert sich aber einer religiösen Überhöhung dieser Typisierungen und einer religiösen Legitimation gesellschaftlicher Selbstverständlichkeiten. Vielmehr gilt umgekehrt: Er befreit von ihnen.

Als Frau sage ich: Von diesem Gott her fühle ich mich befreit, nicht um für Wiederentdeckung und Anerkennung weiblicher Werte zu kämpfen, sondern um ein Denken zu kritisieren, das Weiblichkeit in irgendeiner Weise definieren will. Als feministischer Theologin geht es mir nicht um Neudefinitionen, sondern um ein Aufsprengen von Definitionen (Gottes und der Menschen), um Befreiung vor allem der Frauen aus jahrhundertelanger Unterdrückung.

Die nun folgenden Ausführungen wollen zeigen, wohin mich der Versuch, mich an bestehenden Bildern zu orientieren, ver-führt hat, und wohin mich das Wagnis, mir kein Bild vom Menschen zu

machen, ge-führt hat. Ich vermische theoretische Reflexion und persönliche Erfahrung.

Der revolutionäre Prozess des Neuaushandelns von «männlich» und «weiblich»

Was «weiblich» ist und was «männlich», ist nicht naturgegeben, sondern wird weitestgehend gesellschaftlich festgelegt. Wir erwerben uns unsere geschlechtliche Identität auf dem Wege eines langen Sozialisationsprozesses. Die anatomische Differenz legt uns lediglich hinsichtlich unserer spezifischen biologischen Aufgaben in der Reproduktion der Art fest.

Ob sich ein Individuum aber als Mann oder als Frau fühlen kann, ist nicht nur von seiner Anatomie abhängig, sondern ebensosehr von den Erfahrungen und Beziehungskonstellationen seiner frühen Biographie. Ebenso sind die gesellschaftlichen Rollendifferenzen nur schwer in der ursprünglichen anatomischen Differenz festzumachen. Sonst könnte sich kaum ein Mensch gegen die seinem Geschlechte auferlegten Verhaltensnormen auflehnen, ausser um den Preis seiner geschlechtlichen Identität. Der Umstand, dass zum Beispiel von einer unverheirateten Frau, die eine akademische Karriere macht (möglicherweise auch noch in einem naturwissenschaftlichen Fach), gesagt wird, sie sei gar keine «richtige» Frau, beweist nur, dass von der herrschenden Meinung dieser Preis tatsächlich erhoben wird – nichts weniger, aber auch nichts mehr!

Was weiblich und was männlich ist, muss (müsste!) demnach fortlaufend neu ausgehandelt werden. Dass aber dieser Prozess des Neuaushandelns in Gang gehalten, in Gang gebracht werden könnte, setzte die Toleranz voraus, Ungewissheiten und Konfusionen in der geschlechtlichen Identität zu ertragen, und zwar von seiten der Männer und der Frauen. Diese Offenheit ist nicht selbstverständlich gegeben. Verunsicherungen in diesem Bereich scheinen sowohl das einzelne Individuum als auch den sozialen Verband einer Gesellschaft in einem Masse zu erschüttern, dass sie so weit als möglich abgewendet werden.

Ich glaube, dass in einer patriarchalischen Gesellschaft solche Verunsicherungen von Männern mehr gefürchtet und stärker bekämpft werden als von Frauen. Unsere Gesellschaft ist eine von Männern regierte. Das zeigt sich nicht nur in den offenkundigen Benachteiligungen der Frauen in den Bereichen ökonomischer Macht und öffentlichen Einflusses. Das zeigt sich auch in den herrschenden Sprachregelungen. Weiblichkeit wird von Männern definiert, und zwar in einer Weise, die der Erhaltung ihrer privilegierten Position durchaus dienlich ist. Trotzdem scheint es mir zu einfach, wenn nun einseitig den Männern zur Last gelegt wird, sie würden verhindern, dass Frauen sich selber anders und neu definierten. Soviel Macht käme jenen nicht zu, wenn Frauen nicht ebensoviel Angst hätten vor den Verunsicherungen, die sie auf dem Wege der Befreiung nicht nur Männern zumuten müssten, sondern auch sich selber einhandeln würden.

Der Prozess des Neuaushandelns dessen, was männlich sei und was weiblich, ist nämlich in den bestehenden Verhältnissen zwischen den Geschlechtern, die man füglich als Herrschaftsverhältnisse bezeichnen muss, keineswegs ein organischer, evolutionärer, sondern ein mehr oder weniger gewaltsamer, revolutionärer. Und er muss, wie alle Befreiungsprozesse, von denen vorangetrieben werden, die sich befreien wollen, also von den Frauen. Die Schwierigkeiten, die ihnen dabei entstehen, sind vergleichbar den Schwierigkeiten anderer dominierter, kolonialisierter, fremdbestimmter Menschengruppen in ganz andern Zusammenhängen. Sie sind vergleichbar denen der Farbigen gegenüber den Weissen, denen des Proletariats gegenüber dem Besitzbürgertum, denen der Völker in

Drittweltländern gegenüber den mächtigen Wirtschaftsimperien des Westens.

Von der Bewusstwerdung herrschender Vor-Bilder zum Trauerprozess ihrer Zertrümmerung

Die erste Schwierigkeit entfremdeter Menschen ist die Verkennung ihrer Situation. Zum Beispiel werden Drittweltländer als unterentwickelt bezeichnet. Das ist eine Sprachregelung der Herrschenden, mit der die von ihnen Abhängigen so definiert werden, dass sie in der Illusion des Noch-nicht leben. Das Wort «unterentwickelt» suggeriert, dass mit entsprechenden volkswirtschaftlichen Massnahmen und einiger ausländischer Hilfe bald einmal eine Entwicklung in Gang gebracht werden könnte, die diese Länder am Segen des Fortschritts teilhaben liesse. Und sie verschleiert die Tatsache, dass diese sogenannte Unterentwicklung keineswegs ein Vorstadium, sondern vielmehr ein Produkt und ein notwendiges Komplement der Entwicklung jener anderen Länder ist, in denen das Wort «unterentwickelt» entwickelt wurde.

Solange nun die sogenannt Unterentwickelten versuchen, eine Entwicklung nachzuholen und zu Partnern der bereits Entwickelten zu werden, bleiben sie, in Verkennung ihrer Situation, fremdbestimmt. Sie mögen zwar einige Fortschritte verzeichnen – je williger sie sich entwickeln lassen, umso eher auch in den Genuss einiger Privilegien kommen –, aber sie befreien sich damit nicht aus der Abhängigkeit von denen, die ihre Vormachtstellung zu wahren wissen. Auf diesem Wege gibt es keine Partnerschaft und niemals ein Neuaushandeln von Definitionen zugunsten der Definierten (sei es im Bereich von Wert-Vorstellungen oder von Wert-Papieren).

Ein erster Schritt auf dem Wege der Befreiung ist, diesen Sachverhalt zu erkennen. Befreiung aus Abhängigkeit ist nicht möglich, solange Abhängigkeit verkannt wird als ein Noch-nicht-erreicht-Haben jener «Unabhängigkeit», die auf der Abhängigkeit anderer beruht. Solange es Abhängige gibt, sind auch die scheinbar Unabhängigen, welche von ihnen bewundert und beneidet werden, davon abhängig, dass diese Abhängige bleiben. Befreiung aus Abhängigkeit ist nur möglich, wenn die Abhängigen sich den bestehenden Sprachregelungen nicht weiter unterwerfen – nicht länger «Unabhängigkeit» nennen, was sie als abhängig von der Abhängigkeit anderer erkannt haben, wenn sie also den Unabhängigen ihre Unabhängigkeit bestreiten, statt sie zu idealisieren.

Die zweite Schwierigkeit entfremdeter Menschen, die ihre bisher verkannte Situation erkannt haben, ist, was ich eben in einem Nebensatz genannt habe: das Aufgeben bisheriger Idealisierungen. Die erste Schwierigkeit wird überwunden in einem Bewusstwerdungsprozess, die zweite in einem Trauerprozess. Bestehende Herrschaftsverhältnisse zerbrechen heisst, die Bilder der Herrschenden (oder die herrschenden Vor-Bilder) zertrümmern. Zum Beispiel war das in jeder Beziehung reiche Leben alter russischer Grossgrundbesitzer nach der Revolution in der Sowjetunion nicht endlich allen möglich, sondern niemandem mehr . . . die Kultur der Aristokratie verschwindet in einem kommunistischen Land, und das ist – unter ganz gewissen Blickwinkeln – wirklich schade, ein Verlust. Herrschaftsstrukturen bringen – für die Herrschenden – seltene und wunderbare Früchte, die aber nur reifen, wenn Tausende den Boden bestellen, auf dem dann wenige ernten.

Danach fängt alles erst an: der Prozess des Neuaushandelns. Und der ist noch einmal unendlich schwierig. Wenn er wirklich in Gang kommt, wenn sich nicht sofort neue Herrschaftsverhältnisse einstellen, dann ist er eben auch offen und unabschliessbar und darum zutiefst verunsichernd. Das ist der Preis der Befreiung, auch und gerade für die Befreiten.

Die Verführung zur Selbst-losigkeit

Ich habe oben gesagt, die Definition dessen, was weiblich ist, sei in den bestehenden Verhältnissen eine männliche und diene der Erhaltung männlicher Privilegien. Ich möchte das nun noch an einem Beispiel verdeutlichen und dabei auch von mir persönlich reden,... obwohl ich das die ganze Zeit schon getan habe, aber jetzt konkreter.

Unter den Eigenschaften, die in unserem gesellschaftlichen Selbstverständnis wesentlich zu einer «femininen» Frau gehören (auch Feminität ist ein den Frauen von Männern zugeordnetes Attribut), spielt eine wichtige Rolle die Selbstlosigkeit.* Es ist immer wieder in anerkennender Weise von der Selbstlosigkeit der Frauen die Rede (an Männern wird im Gegensatz dazu mehr die Selbstgewissheit geschätzt!), so dass Frauen Selbstlosigkeit geradezu kultivieren und ihrerseits zur Tugend erheben. Für soziale und pflegerische Berufe und für ihre Aufgabe als Mütter hält man Frauen deshalb für so geeignet, weil sie eben selbstlos seien, nicht auf Profilierung bedacht, sondern ihrem Wesen entsprechend fähig, für andere dazusein. Selbst-losigkeit ist aber, wenn man das Wort einmal ganz wörtlich nimmt und es aus dem genannten Bestätigungszusammenhang herauslöst, ein Wort, das ein Fehlen ausdrückt. Es spricht von einem Mangel. Personen, die als wesenhaft selbst-los gelten, sind durch einen Mangel charakterisiert. Sie werden in einer beschönigenden und verschleiernden Sprache diskriminiert.

Frauen, zur Selbstlosigkeit gewissermassen verführt, sind und bleiben oft selbst-los, weil sie gar kein Selbst entwikkeln. Natürlich gibt es jene andere Selbstlosigkeit, die darin besteht, dass eine Person sich selbst in Dienst stellt an Menschen, Institutionen, Normen und Werten. Unter der Voraussetzung, dass ein Selbst da ist, kann es auch zeitweilig und teilweise zurückgestellt werden. Wo aber Selbstlosigkeit an sich zu einem Wert erhoben wird, wird sie sehr leicht pervertiert zur Selbstaufgabe, zur Selbstverleugnung.

Eine auf bestimmte Funktionen beschränkte und darin auch sinnvolle Selbstlosigkeit übt, wenn Frauen ausschliesslich auf solche Funktionen festgelegt werden, einen gewissen Legitimationszwang auf die Betreffenden aus und wird von ihnen selbst bis zur Selbstaufopferung idealisiert. Oder sie verkommt, unter entsprechendem gesellschaftlichem Druck, ganz einfach zu einer Haltung genereller Selbstherabsetzung.

Solange sich Frauen dieses Geschehen nicht bewusst machen, bleiben sie in eine falsche, fremdbestimmte «Identität» gebannt. Dass sie sich dessen nicht bewusst sind, beinhaltet aber keineswegs, dass sie sich darin wohl fühlen. Selbst-lose Frauen leiden sehr, auch wenn sie dies, selbstlos und opferbereit, nicht zum Ausdruck bringen, weil sie ihre Situation für normal halten. Ihr Leiden zeigt sich dann eben in psychosomatischen Symptomen aller Art und in einer depressiven Grundstimmung ganz allgemein, in Resignation.

Persönliche Erfahrungen mit dem Schicksal des Frauseins

Als Mädchen hielt ich solch selbst-loses Dasein der Frauen für andere (im Klartext: für den Mann und die Kinder), so auch das Leben meiner Mutter und vieler Frauen, die ich kannte, überhaupt nicht für erstrebenswert. Ich lehnte mich innerlich auf gegen die erzwungene Enge und Fremdbestimmtheit ihres Denkens und Tuns und empfand sehr stark die Benachteiligung in den ihnen zugeteilten Rollen gegenüber denjenigen der Männer, die mir viele interessante Möglichkeiten der Selbstentfaltung zu bergen schienen. Ich kannte aber keine Frauen, die sich erfolgreich aus den traditionellen Mustern befreit hatten (das mag mit der sozialen Schicht, aus der ich komme, zusammenhängen), und begann allmählich, meine Geschlechtsgenossinnen als

durchsetzungsschwache, bequeme oder interesselose Wesen anzusehen.

Im Gleichschritt mit der zunehmenden Verachtung den Frauen gegenüber wuchs die Hochachtung für jene Personen, die sich herauszunehmen vermocht hatten, was mir selber begehrenswert erschien: ihren Neigungen zu folgen, in einem interessanten Beruf zu arbeiten, ihre Selbständigkeit zu wahren. So beschloss ich, für meine Autonomie zu kämpfen: zu studieren und zu arbeiten und niemals auf eine ökonomische Unabhängigkeit zu verzichten.

Ich wurde Pfarrerin. Natürlich war ein Mann Vorbild für diese Berufswahl. Aber ich gab mir niemals Rechenschaft darüber ab, dass ich damit auch einen Männerberuf ausüben würde. Und als ich ein Amt übernahm, da fragte ich keinen Augenblick, wie der Schnitt des Anzugs, in den ich hineingeschlüpft war, eigentlich sein müsste, damit ich mich als Frau darin wohl fühlen könnte. Zwar trug ich im wörtlichen Sinne den Talar nicht; er war tatsächlich wenig kleidsam für meine Person. Aber im übertragenen Sinne trug ich ihn doch und gab mir alle Mühe, ihn würdig auszufüllen: Unter seiner Weite können ja weibliche Formen verborgen bleiben, und dass die Trägerin die Falten selber bügelt und die Bäffchen eigenhändig stärkt, ist ihr auch nicht unbedingt anzusehen.

Ich hatte mir immer nur überlegt, wie ich als Nicht-Frau sein wollte – aber nie, wie ich als Frau Pfarrerin sein wollte. Anfänglich gab ich jeweils sogar, nach meiner Tätigkeit gefragt, zur Antwort, ich sei «Pfarrer». So heilfroh war ich, dem Schicksal des Frauseins, wie ich es kannte, entronnen zu sein. Und trotzdem hatte es mich eingeholt – als Selbst-losigkeit in äusserster Form; ich lebte und arbeitete, ohne ein weibliches Selbst auch nur nötig zu haben.

Zur Zeit des Studiums habe ich mich verheiratet. Zumindest als Frau eines Mannes hatte ich nun doch eine Frau zu sein. Und dies war ich nach dem einzigen Muster, das mir zur Verfügung stand: dem des Verfügbarsein, dem der Selbstverleugnung. Weil ich, um meinen Mann als Mann wahrnehmen und lieben zu können, mich seiner Unabhängigkeit und Überlegenheit vergewissern musste, war ich auch bereit, sie notfalls selber zu befestigen durch die Übernahme einer komplementären Rolle. Noch einmal selbst-los. So wurde ich zum zweiten Mal von meinem Frauenschicksal eingeholt.

In diesen Positionen verharrte ich jahrelang, auch nach meiner Scheidung und mehrjährigen Berufspraxis. Ich hielt an der Vorstellung männlicher Selbstgewissheit fest: weil ich sie brauchte, um Männer vor der Entwertung zu bewahren, der Frauen bereits anheimgefallen waren, um einen Mann überhaupt lieben zu können und wenigstens über das Von-einem-Mann-geliebt-Werden eine gewisse Aufwertung meiner selbst als Nicht-Mann zu erfahren, und – last but not least – um zu rechtfertigen, was sich sonst in keiner Weise hätte rechtfertigen lassen: dass sich Männer vieler Freiheiten erfreuen und einer Autonomie, die Frauen nicht erreichbar ist – die ich mir aber zu erwerben erhoffte, indem ich mich als ebenbürtig erwies.

Über zerbrechenden Beziehungen, an den Grenzen meiner Kräfte unter den beruflichen Anforderungen und alltäglichen Belastungen, die einem Mann in meiner Stellung normalerweise eben von einer Frau abgenommen werden, vor allem aber in den in langen Jahren des Alleinseins zaghaft entstandenen und langsam sich festigenden Freundschaften zu anderen Frauen ist dann ganz allmählich der beschriebene Prozess der Bewusstwerdung und der Trauer in Gang gekommen.

Mittlerweile weiss ich nicht mehr so genau, was männlich ist – der Mann, den ich liebe, ist nicht der Inbegriff bislang idealisierter Männlichkeit –, weiss auch nicht mehr so genau, was weiblich ist – die paar Freundinnen, die ich schätzen und gern haben lernte, entsprechen nicht

dem abgewerteten Frauenbild, das ich zwar negiert, aber in der Negation nichtsdestoweniger festgehalten habe. Ich bin jetzt daran, im Gespräch mit anderen Frauen zusammen eine Sprache zu finden, eine Geschichte von Frauen aus der Vergessenheit zu entbinden, die Leiden der Frauen nicht zu leugnen oder umzuinterpretieren, sondern zu erinnern und zu benennen . . . eben: Weiblichkeit zu beschreiben. Hoffentlich nicht mehr so definitiv!

Unter Wiederaneignung enteigneter Vergangenheit und Geschichte, im Sichentwerfen in die bisher verschlossene Zukunft hinein, lernen wir uns in unserer gegenwärtigen Situation neu sehen... als nicht einfach naturhaft festgelegte, sondern gesellschaftlich gewordene und auf Veränderung hin angelegte Wesen. Um dann den Prozess des Neuaushandelns dessen, was weiblich ist und was männlich, wieder vorantreiben zu können, zusammen auch mit Männern, die diesen Prozess nicht nur als Verunsicherung, sondern ebenfalls als Befreiung erleben. Die übrigen werden halt, als Helden dekoriert, in die Ahnengalerie geschickt werden müssen, ins Museum.

*Der hier entwickelte Gedankengang entstammt einem Aufsatz von Brigitte Weisshaupt: Im Schatten der Moderne, Selbstbewusstsein und Identitätsproblematik von Frauen, in: Festschrift für Gonsalv K. Mainberger, Zürich 1984.

Stimmen zur Feminismuskritik des Zürcher Kirchenrates

Im November 1983 hat der Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich eine Stellungnahme zur feministischen Theologie veröffentlicht. Im Februar dieses Jahres fand darüber eine eher anspruchslose – oder hilflose? – Diskussion an der Synode statt. Wenn jetzt auch noch die «Neuen Wege» sich mit dem kirchenrätlichen Papier befassen, so gewiss nicht wegen seines geistigen Niveaus, um dessentwillen wir sogar liebend gerne den Mantel des Erbarmens über ihm ausbreiten würden, als vielmehr wegen der Arroganz, mit der es daherredet. Dass der Ausrutscher nicht einmalig blieb, sondern «System» und «Basis» hat, zeigten neulich die massiven Angriffe von seiten kirchlicher Behördenmitglieder auf den «Kirchenboten für den Kanton Zürich», als dieser es wagte, den kirchenrätlichen Antifeminismus angemessen zu glossieren.

Was mich am Ukas des Kirchenrates am meisten befremdet, ist nicht so sehr die Unfähigkeit, auf die Anliegen und Forderungen feministischer Theologie einzugehen – in einer etablierten Kirche mag das ja seine Zeit brauchen –, sondern das tieferliegende Unvermögen, das Evangelium überhaupt in seinem gesellschaftlichen Kontext: bei den Unterdrückten, den Erniedrigten und Beleidigten – handle es sich nun um Frauen oder um Männer – zu situieren. Ihnen ist die Gute Nachricht doch zuallererst geschenkt worden (Lk. 4,18). Von ihnen, ihren Hoffnungen und Bedürfnissen her wäre sie auszulegen. Eine christliche Hermeneutik des Evangeliums wird sich daher immer auch als Befreiungstheologie verstehen (ob sie diese Bezeichnung ausdrücklich wählt, ist natürlich Nebensache). Jede andere Hermeneutik, die ihren Sitz im Leben anderswo, gar bei den Herrschenden sucht, vergeht sich am Geist der Schrift, ist Ausdruck ideologischer